

Lust und Umweltethik

Kann kommen was will, das gibst du nicht mehr her,
und du redest und redest und du willst noch mehr.
Wir haben Gottes Segen und den sauren Regen.
Wir ham das Böse und das Gute,
die dritte Welt unter der Knute
Nackt wie wir kamen, so hau'n wir wieder ab,
und wir reden und jeder meint, er kam zu knapp
(Stefan Stoppok, Was dir noch fehlt)

Im Jahr 1985 erschien die Studie „Schöpfungsglaube und Umweltverantwortung“ des Theologischen Ausschusses der VELKD. Die Studie enthält zunächst eine instruktive theologische Grundlegung zur Schöpfungstheologie, und bietet dann einige Referate und Thesenreihen von Mitgliedern des Theologischen Ausschusses. Unter diesen Referaten findet sich auch ein Beitrag von Hans Christian Knuth, der überschrieben ist mit dem Titel: „Verzichten lernen oder die Freiheit, nein zu sagen. Thema des Jahrzehnts.“

Dass es sich bei diesem Thema nur um eines „des Jahrzehnts“ handelt, dürfen wir getrost als Untertreibung betrachten. Die 80er Jahre gelten heute in mancher Hinsicht als fette Jahre, in denen der gesellschaftliche Wohlstand nach dem zweiten Weltkrieg einen Höhepunkt erreichte, aber zugleich auch die Schattenseiten der Nachkriegsära deutlich geworden waren. Schon 1972 hatten die „Grenzen des Wachstums“ des „Club of Rome“ gezeigt, dass ungehemmtes Wachstum und grenzenloser Konsum keine Zukunftsperspektiven für diese Welt bieten können. Hinzu kam 1973 die „erste Ölkrise“, die am 17. Oktober zu einem heute lächerlich wirkenden Anstieg des Ölpreises von drei auf über fünf US-Dollar führte und sich in der Folge weiter fortsetzte. Zwar hatte diese Ölkrise ihren Hintergrund in einer bewussten Drosselung der Ölfördermenge durch die OPEC, also keinerlei ökologische Hintergründe. Doch sowohl die „Grenzen des Wachstums“ als auch diese Ölkrise mit ihren Folgen, zu denen die berühmten „Sonntagsfahrverbote“ und auch die Einführung der „Sommerzeit“ 1980 zählten, zeigten, dass sich etwas ändern musste. Lebensstilfragen und die damit verbundenen Fragen nach einer „Ethik des Verzichts“ kamen auf die Tagesordnung gesellschaftlicher Debatten.

Die 80er Jahre waren vollends die Jahre der ökologischen Bewegung. Auf der UN-Ebene zeichnete sich eine bewusste Kehrtwende der internationalen Staatengemeinschaft in dem „Brundtland-Bericht“ aus dem Jahr 1987 ab. Dieser Bericht führte dann zur berühmten UN-Konferenz von Rio 1992. Darin kulminierte eine lange Debatte, zu der die Kirchen auf der Vollversammlung des Weltkirchenrates in Vancouver 1983 mit dem „Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ ebenfalls einen erheblichen Beitrag leisteten.

Auch Hans Christian Knuths Artikel, der im Theologischen Ausschuss schon 1981 vorgetragen worden war, ist ein beredter Zeitzeuge der 80er: Übernutzung der Ressourcen, globale Ungerechtigkeit und die Perversionen des Kalten Kriegs schildert er drastisch. Wir müssen nun „nein zu uns selber sagen“, wenn die Menschheit nicht in einen Abgrund taumeln will, „an dessen Rande sie schon jetzt entlangschlittert“, so Knuths Analyse.

In seinem vehementen theologischen Plädoyer betont Knuth das Externum des Glaubens. „Die Freiheit zum Nein-Sagen“ können wir „nicht aus uns selber schöpfen“. Es gibt keine Substanz, aus der wir bessere Menschen werden, wohl aber gibt es „Relationen“, „in denen sich unsere Existenz verwirklicht“.

Diese „Relationen“ sind in der Beziehung zu Gott und seinem Urteil über uns in Gesetz und Evangelium gegründet. Es geht um das „Nein gegenüber allem, was wir bisher vom Leben wissen“ und dieses Nein erblicken wir am Kreuz. Wie sich durch den Tod hindurch zur Auferstehung die Liebe Gottes erweist, so können wir auch „uns selbst entzogen werden ... um zu uns selbst zu kommen“. Schon die Geschichte Jesu zeigt, was das bedeuten kann: „Der Gekreuzigte ist der Beginn des Verzichts auf Weltbeherrschung und Weltherrschaft um des eigenen Lebens willen“.

Solche Gedanken greifen auf den Kern lutherischer Theologie und Anthropologie zurück. So schreibt zum Beispiel Leonhard Hutter in seiner Dogmatik „Compendium locorum theologicorum“ 1661 im 9. Artikel über den „freien Willen“, dass der Mensch auch nach dem Fall „ettlichermassen“ einen freien Willen habe, ehrbar oder aber unehrbar zu leben. Sogleich schiebt er die Frage nach, warum nur „ettlichermassen“, und beantwortet sich die Frage so: „Dieweil die böse Lust so gewaltig ist, dass die Menschen öfter denselbigen folgen denn der Vernunft. Und der Teuffel, welcher kräftiglich wircket in den Gotttlosen, reizet ohne unterlaß die schwache Natur zu allen Sünden. Und das ist die Ursach, warum auch wenig der natürlichen Vernunft nach ein ehrbar Leben führen“.

Die beiden kräftigen Gesellen „böse Lust“ und „Teufel“ stehen hier wie mythische Platzhalter einer Erfahrung, die in ihren psychischen Funktionen und ihrer seelsorgerlichen Dimension oft genug beschrieben worden ist. So wenn Paulus den Gegensatz von „Fleisch“ und „Geist“ (vgl. Gal 5,17) darstellt oder ein „anderes Gesetz“ in seinen Gliedern beschreibt (Röm 7,23). Luther hat diese theologischen Vorstellungen in einer Weise geschildert, die zeigt, wie sehr Selbsterfahrung und seelsorgerliche Praxis seine Theologie bereichert haben. So schildert er in der Heidelberger Disputation die, die Weisheit, Ruhm und Macht lieben, und bemerkt zu diesen lakonisch: „Unmöglich ist es nämlich, dass ihre Gier durch Erfüllung der Wünsche gestillt wird“. Die Lust und Gier wächst mit der Erfüllung der Wünsche an, das Genug, die Zufriedenheit und die Erfüllung in der Fülle können so nicht gefunden und erreicht werden.

Es liegt auf der Hand, dass man sich mit solchen Gedanken keine Freunde macht. Das Skandalöse des Christlichen kommt hier offen raus. Lustfeindlichkeit, Wirtschaftsfeindlichkeit und Weltfremdheit sind nur einige der Vorwürfe, die schnell bei der Hand sind, wenn so geredet wird. Und in der Tat ist einer vorschnellen Instrumentierung dessen, was bislang

referiert worden ist, zu Parolen, Schlagwörtern und lieblosen Entsagungspredigten zu wehren. Denn immerhin muss man sich für einen Moment vergegenwärtigen, dass sowohl unsere gesamte biblische als auch der größte Teil unserer theologischen Tradition unter den Bedingungen einer agrarischen Gesellschaft entstanden sind. Der Hunger, der von Missernten, Unwetter und Krieg verursacht wird, war eine allgegenwärtige Bedrohung. Die Verstoßung aus dem Paradies, wo man nun draußen vor dem Tor im Schweiß seines Angesichts zu leben hat, wurde als bittere Lebensrealität erfahren. Noch 1845 bis 1849 starben in Europa in Folge der Kartoffelfäule 1,5 Millionen Menschen. Noch im ersten und im zweiten Weltkrieg und danach wurde bei uns gehungert.

Das Reden über Lust und Begierde also hat unter solchen Bedingungen eine sehr bedrängende Bedeutung. Der, der eine bestimmte „Gier“, nämlich etwas zu essen und zu trinken zu bekommen, nicht erfüllen kann, ist zu allem bereit und fähig - und grenzenlos verzweifelt. Das gemahnt, elementare (An-)triebe im Menschen als zu ihm gehörend wahrzunehmen. Sie machen ihn aus und bewegen ihn, ohne dass er schon allein dadurch im biblischen Sinne „Fleisch“ ist. Wer allerdings dieser Begierde oder der Ruhmsucht, der Geltungssucht und vielen anderen Begierden die Entscheidung über sein Leben zugesteht, der bleibt bei sich, bleibt taub für Gott und lässt sich von ihm nichts zeigen und sagen. Dann können die Mechanismen der Unersättlichkeit wirklich Platz greifen und zu allem fähig machen – und grenzenlos verzweifelt.

Würden wir allerdings Wünsche, auch *Konsumwünsche* unter das Verdikt des Unchristlichen stellen, landen wir allzu leicht nicht nur in einer *Weltflucht* und *Weltverachtung*, sondern auch in einer *Schöpfungsverachtung*. Wir landeten dann in einer Unfähigkeit zur Gestaltung, weil wir die inneren Triebkräfte der Welt nicht nur für überwunden, sondern sogar für bedeutungslos oder nicht vorhanden hielten. Das treibt uns aber in eine unaufrichtige Schizophrenie, die Woody Allen einmal sehr entlarvend zum Ausdruck gebracht hat: „Ich hasse die Wirklichkeit, aber es ist der einzige Ort, an dem man ein gutes Steak bekommt“.

Flowers in spring
The robins that sings
The sunbeams that shine
They're yours and their mine
Love can come to everyone
Best things in life they're free

(*Sam Cooke, The best things in live are free, 1964*)

Süßliche Gesänge, wie die von Sam Cooke, die gerade in christlichen Kreisen als klare und abschließende Antwort auf wichtige Fragen empfunden werden, helfen aber allein nicht weiter. 1970 haben die „Doors“ darauf in ihrem Lied „Money“ so geantwortet: “You know the best things in live are free / You can give it to the bears and bees / I want some money / Yeah yeah / I want some money/ Yeah yeah. // You all give me such a thrill / But your loving can't pay no bill's / I want some money / Yeah / I want some money / Yeah yeah / One time”.

Auch wenn man die Debatte mit solchen hingeworfenen Einwänden nicht für beendet halten würde, kann man doch auf der anderen Seite der „Konsumlust“ der Menschen nicht so begegnen, dass man sie für grundsätzlich unbegründet und gar falsch hielte und den Menschen sagte, die schönsten Dinge im Leben gäb's doch ohnehin gratis. Den 850 Millionen Menschen auf dieser Welt, die hungern, kann man nicht sagen „the best things in live are free“. Die vielen, die kein sauberes Wasser haben oder nie eine Schulbildung bekommen, wird man nicht so billig abspeisen wollen. Und selbst in den Industrieländern wird man Konsumwünsche nicht grundsätzlich verurteilen.

So entsteht also die Frage nach dem rechten Maß, nämlich dem Punkt, wo eine Gesellschaft von dem Versuch, die gerechten Ansprüche der Menschen erfüllen zu wollen, in eine „Fleischtopfkultur“ (Carl Amery) abgeleitet. Stelle ich die Frage so, dann äußert sich darin ein bedeutsamer Wandel der Problematik. Denn wenn früher über „Askese“ geredet wurde, heute über „Lebensstilfragen“ gesprochen wird - ob man z.B. ein kleineres Auto fahren solle - und wenn Diät-Vorschläge in Zeitschriften abgedruckt werden, hält man sich im Bereich des Individuellen auf. Im Zeitalter der Globalisierung hat sich die Frage entscheidend gewandelt: nun wird von „Klimagerechtigkeit“ geredet und die internationalen Papiere z.B. der Klimaschutzverhandlungen weisen abstrakt bleibende Zahlen aus, die mit Staaten verbunden werden. Zwar wird von einem „Zwei-Tonnen“ Ziel geredet - also dem auch von der deutschen Bundeskanzlerin unterstützten Ziel, jeder Mensch auf der Erde dürfe langfristig nicht mehr als zwei Tonnen CO₂ im Jahr ausstoßen -, aber kaum ein Deutscher dürfte den Eindruck haben, er müsse jetzt von seinen gegenwärtigen zehn Tonnen pro Jahr auf ein Fünftel dieses Wertes herunter. Hinter dem Durchschnittswert des globalen „Genug“ schwimmt der individuelle Verzicht. Obwohl von einem Einsparziel von 40% CO₂ bis zum Jahr 2020 von der deutschen Regierung geredet wird, hat man eigentlich nicht den Eindruck, der Einzelne würde begreifen, dass dies auch sein tägliches Leben verändern wird. Im Gegenteil scheint er gegenwärtig noch zu versuchen, die Klimaprobleme sozusagen im Globalen und Abstrakten endzulagern. An der Sicherheit solcher Endlager aber muss man auf der metaphorischen - wie auf der realen Ebene - erhebliche Zweifel haben.

Die Frage nach der Definition des „Genug“ ist unterdessen in vollem Gange. Die gegenwärtig laufenden Verhandlungen hin zur Weltklimakonferenz von Kopenhagen im Jahr 2009 dienen genau diesem Ziel: sie wollen auf der Grundlage wissenschaftlicher Ergebnisse, die die Belastungsgrenzen des Weltklimas aufzeigen, dieses „Genug“ an Emissionen definieren und entsprechend umsetzen. Überhaupt definieren Umweltgesetze, die wir in Deutschland seit den 70er Jahren haben, solche Grenzwerte und ein „Genug“. Sie sind Ausdruck einer der Allgemeinheit auferlegten Selbstverpflichtung und -beschränkung bezüglich des Raubbaus an natürlichen Ressourcen und der Beschädigung, ja Vernichtung von Natur und menschlicher Gesundheit. Als solche ist das auch zu schätzen und zu würdigen. Wir fangen hier also nicht bei Null an.

Auch sonst ist die Diskussion in vollem Gange. In der Nachhaltigkeitsdebatte werden die sogenannten „Suffizienzstrategien“ diskutiert, selbst wenn sie deutliche Züge des Unangeneh-

men haben. Typisch für die Debatte ist eine Aussage von Manfred Linz, der 2004 eine Studie für das „Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie“ zur Suffizienzforschung veröffentlicht hat und darin über den Begriff des „Verzichtes“ redet mit den Nebenbedeutungen Mangel, Einschränkung, Entsagung und Askese. Dann fügt er hinzu: „So berechtigt [diese Begriffe] in anderen Zusammenhängen sein mögen, für ein Nachdenken, das sich am Zuwachs von Lebensqualität ausrichtet, sind sie schwierige Begleiter. Das lässt zur Vorsicht raten“. Die Kirche wird aus ihrer Tradition heraus gewarnt sein, den großen Unterschied zwischen solcher „Vorsicht“ und dem hohlen Gerede der Friedens-Propheten (z.B. Jer 14,13-16) deutlich zu machen.

Sehr interessant sind seit einiger Zeit Versuche, das vormalige „grüne Image“, das vor allem nach Selbstkasteiung und hohen Kosten aussah, komplett zu ändern. Das geschieht auf der politischen Ebene, etwa durch den Stern-Bericht der englischen Regierung 2006, der – abgekürzt – aussagt, dass Klimaschutz eine teure Sache, unterlassener Klimaschutz aber viel teurer wird und den Ruin der Weltwirtschaft herbeiführen kann. Das „ethische Investment“, lange Zeit ein Insider-Thema und scheinbar etwas für Leute, die Geld zum Verschenken übrig haben, erreicht inzwischen nennenswerte Marktanteile.

Interessant ist ebenso ein anderer rasch ablaufender Wandel: „Bio“ ist mittlerweile ein allgemeiner Trend geworden. Suchte man früher noch seinen Bioladen in versteckten Seitenstraßen auf, finden sich diese jetzt immer mehr in 1a-Lagen der Innenstädte. Lidl hat seine Öko-Ecke, und jeder Supermarkt bietet eine reiche Auswahl an entsprechenden Produkten. Die Branche erlebt zweistellige Zuwachsraten. Die deutsche Landwirtschaft kann den Bedarf schon lange nicht mehr decken. Manche Öko-Produkte werden als solche schon gar nicht mehr ausgewiesen, da sie allein durch andere Qualitäten ihre Kundschaft finden wollen, nicht aber aufgrund eines „Öko-Mitleid-Effektes“. Öko ist normal und hip. Mit Suffizienz freilich haben wir es hier nicht zu tun, sondern mit „Substitution“ (nicht nachhaltige Produkte werden gegen nachhaltigere ausgetauscht), aber damit ist über normale Marktmechanismen ein Einstieg in ein umweltverträglicheres Wirtschaften geschafft. Die Konsum-Lust richtet sich auf neue Objekte aus, sie bleibt aber Lust. Man kann das „Nachhaltigkeit light“ nennen, trotzdem brauchen wir auch solche Konsumänderungen, um die anstehenden Probleme lösen zu können.

Die Werbebranche, immer am Puls der Zeit, nimmt den Trend voll auf. Dies betrifft natürlich Ökoprodukte, die jetzt mit klaren, manchmal auch schlichten Botschaften werben. So zum Beispiel die Bio-Brause Bionade: „Bionade – das offizielle Getränk einer besseren Welt“. Oder die neue CO₂-neutrale Wurst der Firma Ökoland, die mit dem Slogan „Superwurst rettet die Welt“ antritt.

Wir erleben also in Teilen eine Umwertung der Werte, die von man vor kurzem noch nicht erwartet hätte. Die Konsum-Lust sucht sich neue und ethisch einwandfreie Objekte. Zweifellos aber gibt es ebenso das „Greenwashing“, den den Tatsachen nicht stand haltenden Versuch, Produkte als „grün“ zu verkaufen. Selbst erdachte, komplett aussagelose Label und

schlichte Behauptungen tauchen auf und versuchen den Verbraucher zu irritieren. Auf dem Rücken von „Lohas“ (= *Lifestyle of Health and Sustainability*), einem Marketingbegriff, der den neuen Lebensstil auf den Punkt bringt, werden Mogelpackungen verkauft von Unternehmen, die den neuen Trend (noch) nicht durch entsprechende Produkte bedienen wollen.

Die Nagelprobe wird es aber in den Bereichen geben müssen, in denen die Freiheit zum Nein-Sagen erforderlich ist. So sollte der durchschnittliche Flottenverbrauch der deutschen Autos klimafreundlicher ausfallen, indem man den Pflichtanteil der Agrosprit-Beimischung im Super-Benzin auf 10% anheben wollte. Das bekam den Autos nicht, hatte auch katastrophale entwicklungspolitische Folgen, so dass nun die Entwicklungsabteilungen der Konzerne gefordert sind. Aber neben dieser Substitution – alte gegen sparsame Motoren – wird auch Suffizienz ein Teil der Lösung sein müssen: muss das „sportliche“ Fahrzeug sein, muss man ein SUV fahren? Christen in den USA haben unter dem vielleicht etwas schlichten Motto „What would Jesus drive?“ dazu lange eine Meinung und führen ihre Kampagne unter dem Motto „Because transportation is a moral issue“ (vgl. <http://www.whatwouldjesusdrive.org>).

Sensibel wird man auch in anderen neuen gesellschaftlichen Bereichen sein: so hat das Hamburger „Trendbüro“ in einer Studie für das Auktionshaus ebay den Begriff der „Upgrade-Gesellschaft“ eingeführt. Gemeint ist der Trend, etwas nur noch so lange zu nutzen, „bis es etwas Besseres und Aufregenderes gibt“. Auf der einen Seite wird das Alte verkauft und kommt wieder in den Umlauf (wird also quasi recycelt), aber dahinter steht nicht der ökologische Umgang mit wertvollen Gütern. „Die permanente Lust, sich zu verbessern kurbelt den Konsum an“, teilen die Autoren der Studie mit, so dass schon von „Konsumfetischismus“ in diesem Zusammenhang geredet wurde. Nur zu deutlich ist, dass diese „permanente Lust“ durch eine Mixtur aus dem Hang oder Zwang zur „Selbstverbesserung“ (ein Begriff, über den man lange nachdenken kann) und den Absatzstrategien der Marketingabteilungen von Unternehmen reguliert wird.

Wenn der Londoner Bischof Chartres 2007 zur ökumenischen Versammlung von Sibiu in Rumänien nicht fliegt, sondern mit Bus und Bahn reist, dann lebt er damit die Freiheit zum Nein-Sagen (in diesem Fall zum das Klima schädigenden Fliegen). Manche werden das sicher belächeln, aber solche Zeichen und Vorbilder sind notwendig, um die große Freiheit zum Anders-leben zu zeigen. Solche Zeichen leben nicht davon, dass sie asketische Ideale als Leistungsanspruch formulieren, sondern den inneren Perspektivenwechsel des Glaubens verdeutlichen. Die Frage im Umgang mit dem eigenen Konsum ist nicht mehr die, ob man es sich etwas leisten wolle oder nicht, ob man auf etwas man verzichten könne oder nicht, sondern was man vor Gott, der Schöpfung und dem Nächsten verantworten kann. Die Frage ist nun, ob ich dankbar und achtsam umgehe mit dem, was mir anvertraut worden ist. Dann setze ich mein Leben grundlegenden Beziehungen aus und werde „mir selbst entzogen, um zu mir selbst zu kommen“, wie Hans Christian Knuth seinerzeit geschrieben hat.

Solcher „Entzug von mir selbst“ sensibilisiert für die eigene Lust und meine eigenen Gestaltungsmöglichkeiten. In letzter Zeit wird öfter von einer „Ethik des Genug“ geredet. Man kann darüber streiten, ob dies den zutreffenden Sachverhalt wiedergibt oder ob wir nicht vielmehr zu einer „Ethik des Genusses“ voranschreiten sollten. Denn recht verstandener Genuss würde die Frage des Genug und die Kultivierung der Selbstbeschränkung ebenfalls zum Thema machen. Auf jeden Fall wird aber die kommende Zeit nicht nur Konsumgrenzen verdeutlichen, sondern wird auch zeigen müssen, wozu wir denn befreit sind, worauf wir zugehen und wie wir solches Leben kultivieren. In diesem Sinne kann es nur hilfreich sein, wenn wir auf dem Wege in die Freiheit zum Nein-Sagen auch immer mehr zu Genießern werden würden.

(Pastor Dr. Thomas Schaack, Umweltbeauftragter der Nordelbischen Kirche)